

Martin Grill: Die letzte Nacht (Schluß)

„Wir sind doch eben erst gekommen,“ verteidigte sich Karl. „Sie sehen doch, daß der Wagen leer ist. Wir denken auch gar nicht daran, die elende Kohle zu stehlen.“

„Ich weiß“, meinte der Bachmeister, „das sagen sie ja alle. Und dabei machen sie die Wagen halbleer. Aber das ist bei euch eben nicht geistlos.“

Man mußte zugeben, daß der Mann seine Leute kannte; er verlor auch dann nicht seine Ruhe, als er während der Aufnahme der Personaldaten verschiedene anzügliche Redensarten zu hören bekam.

„Werden Sie mir eine Unterstützung versorgen“, fragte Richard. „Ich warie nämlich schon seit drei Jahren darauf.“

„Unter meine Adresse machen Sie einen dicken Strich“, ergänzte Karl seine Angaben, „ich habe vor vier Jahren das letztemal gearbeitet.“

Sogar der stille Paul wagte sich heraus: „Ich verlasse mich darauf, daß Sie bald wieder etwas von sich hören lassen. Aber um weniger als hundert Kronen Wochenlohn arbeite ich nicht.“

Der Uniformierte sagte zu alledem nichts, vielleicht war er selber der Meinung, daß man mit Vorladungsbefehlen und Gefängnisstrafen die Not der Menschen nicht zu beseitigen vermag.

Die Drei durften gehen. Vom grauen, düsteren Nebelstimmchen rieselte ein feiner, unsichtbarer Regen herab, dessen feindliche Kälte unaufhaltsam durch die dünnen Kleider drang. Im fahlen Dämmerlicht dehnte sich rings die öde, zerwühlte Bergbaulandschaft, eine verkümmerte Anklage gegen das Tun der Menschen. Irigendwo hinter den dichten Wäldern mußte die Sonne stehen, man sah sie nicht, erriet nicht einmal ihren Stand. Vielleicht war sie tot, verblüht und erloschen, vielleicht auch strahlte sie glücklicheren Menschen in einer besseren Welt. Wer wußte das? Wer meinte es gut mit den Armen dieser Erde?

Die Nacht, die diesem Tage folgte, war weniger trostlos und trübe. Ein leichter Wind, der von den Bergen herabblies, hatte den Nebel vertrieben. Mit ihm verschwand der qualende Druck des Verlassenseins und gab Raum für neues Hoffen.

Der Wind strich über die Halben. Er traf auf kleine blaue, grüne und gelbe Flämmchen, die am steilen Hang aus dem Boden hervorlugten, aufjagten, verschwand und wiederkamen. Er blies ihnen in das Gesicht, sie wurden aber größer und munterer und rechts und links neben ihnen schossen neue Brüder und Schwestern aus der Erde. Die Nacht war schwarz und sternenlos, da glühten die kleinen Flämmchen auf wie abgesprengte Stücke von fernem Gestirnen und brannten helle Streife in das Dunkel. Der Wind flog ängstlich weiter zum nahen Wäldchen, wo hinter einem Erdwall das Rollen der Schlepplahn hervorbrang. Dort schliefen drei Burtschen dahin, die dem Schein des Feuers vorsichtig auswichen. Die Schatten

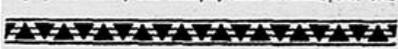
hufchten die von dem langen Drahtseil gezogenen beladenen Wagen an ihnen vorbei.

„Es ist kein Wächter zu sehen,“ flüsterte der eine, „wir könnten an die Arbeit gehen.“

„Wir müssen trotzdem warten, bis der Mann vorüber ist. Wir können ihn kaum verpassen, er trägt eine Laterne. Dann haben wir eine halbe Stunde Zeit. Das genügt, um unsern Wagen zweimal zu füllen.“

Dem Wind gefiel auch das nicht, er flog weiter und wurde schärfer und kalt. Die Jungen froren. „Gehn wir doch zum Feuer“, sagte der eine. Sie stolperten zur Halde zurück. Die Flämmchen glühten in ungenuten und giftigen Farben. Sie wurden genährt von Gasen, die allenthalben aus der heißen Erde quollen. Aber der Boden in ihrer Nähe war warm und trocken. Die Burtschen legten sich eng nebeneinander hin und unterhielten sich flüsternd.

Von ihrem Leben konnten sie wenig Schönes erzählen. Karl, der älteste, war militärfrei. Als



Der kleine Madrileño

Die Straße in Madrid, in der er lebte, die seine Spiele sah, war seine Welt, in der sein Kindesherz, von Schmerz zerfetzt, von frühem Glück erschüttert, jah erbebt. Er war ein kleiner, dunkler Spanierknab' und wußte nicht, daß es ein Deutschland gab.

Und einst, da er mit bunten Steinen spielte, hob jauchzend er die Hände auf zum Licht, die Junkers glühend; und er ahnte nicht, daß drohen schon die Bombe auf ihn zielt. Sie legten ihn verkümmelt in sein Grab. Er wußte nie, daß es ein Deutschland gab.

Max Barth.



er heimgelommen war, hatte er seinen Arbeitsplatz besetzt gefunden. Man vertraute ihm auf später, — wenn das Weihnachtsgeschäft gut ging, die Restes Aufträge hereinbrachte und der Auslandsvertreter noch einige Abschlüsse tätigen konnte, dann durfte man vielleicht an seine Aufnahme denken. Karl warie das Zusammen treffen aller dieser Umstände nicht ab und begann mit seinem illegalen Kohlenhandel, wedelte also vom Reich des weißen Kaktus in das des schwarzen Diamanten hinüber.

Richard, dem Zwanzigjährigen, war der Berufswechsel erpart geblieben; er war arbeitslos, ohne je gearbeitet zu haben, hatte nie einer Betriebsgemeinschaft angehört, nie eine Lohnstätte, mit seinem Namen versehen, in der Hand gehabt. Und doch hatte er vom vierzehnten Lebensjahre an für sich selbst sorgen müssen. Sein Vater, der durch einen Unfall halb gelähmt war, vermochte kaum die übrigen drei hungarischen Mütter zu stillen. Richard mußte nicht nur für sich sorgen, sondern zum Lebensunterhalt

der anderen mit beisteuern; er hatte es viel schwerer, als Karl, der allein stand und sich um niemanden zu kümmern brauchte. — Früher hatte er manchmal davon geträumt, Förster zu werden. Hinter seinem Dorfe begann der Wald und zog sich viele Stunden weit über das Gebirge hin. Der Traum war zerbrochen an dem Tage, als er erfuhr, daß noch niemand Förster geworden war, der nur drei Klassen Volksschule besucht hatte. Was nun das Leben auch bringen mochte, ihm war es gleichgültig.

Paul, dem Neunzehnjährigen, war es nicht besser ergangen. Er hatte nie hochfliegende Pläne gehabt. Nur Ladiere hatte er werden sollen, man hatte ihn nicht gefragt, ob er es auch wollte. Nach einem Jahr war er der Lehre entlaufen, weil er öfter geprügelt wurde, als es Maßhalten im Tage gab. Er war zum Umblasen dünn geworden, als er damals heimgekommen war. Da war er nun und erklärte, lieber in den Reich zu gehen, als zum Förster zurück. Zum Glück hatte er die zwei Freunde gefunden, die ihm über die erste Zeit hinweggeholfen hatten.

Als sie so zwischen den rauchenden Feuern lagen, dachten sie kaum daran, daß sie eigentlich einen Diebstahl begehen wollten. Die Welt hatte ihnen schon allzuviel böse Beispiele gezeigt, als daß sie für moralische Anwandlungen empfänglich gewesen wären. Wer rücksichtslos war, gewann in dieser Welt, die Korbesaiteten und Anzüglichkeiten wurden auf den Kopf getreten und blieben ewig im Dreck. Das hatten sie schon erfahren und dazu die bittere Wahrheit: daß ihnen niemand in dieser Welt zu Hilfe kam, wenn sie sich nicht selber halfen.

Richard hörte den Freunden zu. Er konnte nicht gut erzählen, wußte auch nicht, was er hätte sagen sollen, er hatte so wenig erlebt. Er lauschte den Worten der anderen und drückte sich eng an die Erde; wie gut und warm lag sich doch hier! Er schloß die Augen und träumte sich weit fort. Immer noch hörte er die Stimmen; sie waren das schlaftrüge Summen der großen Brummfliegen, die dauernd über seinem Kopf kreisten. Er lag jetzt im hohen Gras an lfer des Bades, der ihm lange Geschichten erzählte von großen Taten, die er draußen im Land vollbringen würde, wenn er heimgelehrt war zu dem großen Strom, der ihm Vater und Bruder war. Die Erlern am lfer tauchten dazu leicht mit den Zweigen. Oben stand der Wald, der weite, hohe Wald, der ihn so oft gelockt hatte. Förster hatte er einmal werden wollen — nun durfte er es sein, denn alles, alles ringsum gehörte ja ihm. Alles war gut in dieser Welt, auch die Sonne war gut; sie lachte strahlend hell und geizte nicht mit Wärme und Licht, heiß fielen ihre Strahlen herab. Er schloß die Augen und sah trotzdem alles wie vorher; es war ein seltsamer Tag. Das Summen der Mücken, die um seinen Kopf kreisten, wurde lauter und wuchs zum Dröhnen an. Es nahm fast körperliche Ges

fielt an und legte sich ihm wie ein Bleigewicht auf die Brust, ihm den Atem abpressend.

Er versuchte die Arme zu heben, da bemerkte er, daß seine Hände mit spitzen Nägeln an die Erde befestigt waren. Voller Angst riß er sich los und geriet mit einem Schrei das Traumbild vom glühenden Sonntag.

Es war wieder Nacht, tiefe Nacht. Große, flammende Sterne standen am samt-schwarzen Himmel und blendeten ihm die Augen. Es waren blaue, grüne und gelbe Sterne und jeder von ihnen sang eine eigene Melodie. Es war ein unmelodisches, wahrhaftiges Furioso von tausend Stimmen, das wie ein Sturm über die Erde segte und ihn mit ungeheurer Gewalt vom Boden losriß. Es war ein heißer Sturmwind aus gelben Wüsten. Flog er den Sternen entgegen?

gegen? Biel eine Sonne herab? Eine Fackel kam näher. „Eine Sternschnuppe“, dachte er dumpf, „man muß sich etwas wünschen.“ „Wünschen — Denken“, diese Wortbilder fladerten vor ihm, waren das dünne Band, das zur Wirklichkeit zurückführte. Da riß das Band: der flammende Stern wuchs zur Größe des Himmelsgewölbes an und stürzte dröhnend über ihm zusammen.

Als der Wächter in den frühen Morgenstunden seine letzte Runde machte, sah er drei Gestalten zwischen den Feuern liegen. Er rief sie an, sie rührten sich nicht. Da ging er hin und drehte den einen um. In die Schwefeldämpfe mischte sich der Geruch verbrannten Fleisches. Da bukete er sich herab, berührte die anderen und in namenlosem Entsetzen sah zurückspringend, erkannte er, daß alle tot waren.

Alfred — — —

„Wir antworten Ihnen...!“

Eine humorvolle Blütenlese aus amerikanischen Redaktionsabenden — berichtet von Friedrich Steiner.

Einen nicht unwichtigen Bestandteil aller amerikanischen Zeitungen und Beizschriften bildet die sogenannte „Briefkastenecke“ — ein sonntägliches Sammelbecken sachlicher, komischer, nachdenklicher und manchmal sogar philosophischer Fragen aus der Leserkwelt. Die Beantwortung derartiger Anfragen stellt an die psychologischen Kenntnisse besondere Anforderungen. Aus dem reichhaltigen Material, das Frage und Antwort widerpiegelt, mögen folgende Kostproben dem europäischen Zeitungsleser zur Erheiterung dienen:

An den „Pöschwisch Star“ stellte ein Leser folgende Antwort: „Mir hat ein Einbrecher meinen Hund gestohlen. Was soll ich tun?“ — Antwort der Redaktion: „Besorgen Sie sich künftighin zwei Wachhunde, damit der eine auf den anderen acht gibt!“

Im „Arcanum Bulletin“ ist folgende Anfrage vermerkt: „Wie kann ich verhindern, daß mein Wohnungsnachbar allen Leuten gegenüber äußert, er wohne neben einem Idioten?“ — Der Briefkasteneckel empfiehlt diesem Leser: „Wechseln Sie sofort Ihre Wohnung!“

An den ärztlichen Ratgeber der „Florida Times“ kam diese Anfrage: „Ist es wahr, daß bei zu reichlichem Alkoholgenuß die Zähne ausfallen?“ — Prompt antwortet die Redaktion: „Nur wenn sie falsch sind. Nach starkem Alkoholgenuß wird gewöhnlich nur die Zunge locker!“

„Mein Gatte knurrt andauernd. Woher kommt das?“ erkundigte sich Mrs. Jelenbader bei dem „Häuslichen Ratgeber“ des „Midland Star“. „Beachten Sie die Antwort weiter unten!“, lautet der Bescheid. — „Meine Ehe ist ein wahres Hundeleben. Können Sie mir erklären, warum?“ fragt ein Leser. „Vielleicht weil Sie es wie der Gatte der Leserin weiter oben machen“, lautet die Antwort.

„Ich habe irgendwo gelesen, daß Löwenbändiger seltsamerweise niemals an Rheumatismus und Gicht zu leiden haben. Können Sie mir dafür eine Erklärung geben?“ lautet eine Anfrage beim „Maritimen Merkant“. „Sehr einfach. Angehörige dieser Berufe werden eben nicht alt genug, um diesen Krankheiten zum Opfer zu fallen“, lautet die lakonische Antwort der Redaktion.

Eine besorgte alte Dame schickte diese Anfrage an den „Detroit Advertiser“: „Ich lasse meinen Sohn zur Militärakademie in West Point gehen. Nun möchte ich gern wissen, was er sein muß, um mit militärischen Ehren begraben zu werden?“ — „Tot“, lautet der bündige Bescheid.

Eine nicht minder originelle Frage richtet ein Leser an das „New York Evening Journal“: „Können Sie sich vorstellen, daß wenige rubig gesprochene Worte mein ganzes Leben und

Wenn die Waldsöhne stürzen

Im Norden, im Osten, im Westen unseres Landes, überall Waldberge. Und wie hinangeht an diese Berge und Höhenrücken, wie hineingeschmiegt in die Täler, Dörferchen und Städtchen, in denen Menschen wohnen, für die fast allein der Wald Lebensmöglichkeiten bietet. Schon der Urgroßvater war Waldarbeiter und von ihm ist dieser Beruf auf Sohn und Enkel überliefert worden und heute wieder geht häufig der Sohn mit dem Vater, um frühzeitig mit dieser beschwerlichen Arbeit vertraut zu werden.

Fast das ganze Jahr über wird Holz geschlagen. Als Brennholz wird das Holz auf Meter geschnitten, gestapelt und verkauft. Doch auch in die Papierfabriken und Sägewerke wandert es, um dort verarbeitet oder zugeschnitten zu werden. Viel Holz aus unseren böhmischen Wäldern nimmt seinen Weg aber auch nach Sächsen, wo es in den Papierfabriken oder als Bauholz verwendet wird. Bei den bekannten Holzstoffschwierigkeiten, der Erschöpfung des Dritten Reiches wird unser Holz dort auch in die neudeutschen Kleidungsstoffe verarbeitet...

Wir folgen den Waldarbeitern nach dem Holzschlag: Dämmerung liegt noch über den tief verschneiten Bergen, wenn die Holzschläger frühmorgens aus ihren Hütten treten, ihre Gebirgsstöcke verlassen, um im Walde ihr rauhes Tagewerk zu verrichten. Eifrig preist der Wintersturm ihnen ins Gesicht und das bishigen Wärme, das sich vom Holzfeuer des Kamins in ihre Ärmel verfangen hat, ist rasch ausgetrieben. Mit unwidertelken oder bestiehlsten Reinen stampfen die Arbeiter auf den verschneiten Wegen dahin, arbeiten sich durch hohe Schneewehen, bis sie endlich, schweißgebadet und erschöpft von dem langen und beschwerlichen Weg, an ihrer Arbeitsstelle, dem Holzschlag, ankommen.

Schweigend und pustend kratze ich bergan, dem Holzschlag zu. Bis weit über die Knie versinke ich beim Ansetzen in dem hohen Schnee. Dort auch trete ich in ein Loch, das von Schnee bewahrt ist und nicht zu sehen war. Endlich aber habe ich es doch geschafft. Schon von weitem höre ich die Krähhe durch den stillen Winterwald klingen. Wie der Zwischschlag der Schmiebe auf dem Amboss singt diese Musik ihre Melodie, deren Echo von den Bergen widerhallt. Wie ich näherkomme, legen die Arbeiter die Kerze aus den schwieligen Händen und umspannen mit sicherem Griff die Säge. Hin und her und her und hin, rit-rit-rit-rit schmurzt die Säge ihr Lied.

„Bäume heißen sich immer tiefer in das Reich des Baumtriebes, bis er zu zittern und zu wanken beginnt. Die Arbeiter legen die Säge zur Seite, klemmen Holzkeile in die Schnittwunde und treiben diese Keile mit schweren

Axtschlägen hinein, bis der Baum sein Gleichgewicht verliert und sich schließlich langsam und fast bedächtig neigt, als grüße er seine grünen Brüder zum letzten Male. Vor wenigen Minuten noch ragte der Waldsohn stolz zum wolkenbeladenen Himmel, und nun ist er prasselnd durch das Geäst gestürzt und liegt gefällt am Boden. Seines Grünsmudes wird er beraubt, die Äste werden abgeschlagen und häufig stehen auch im Winter Frauen und Männer aus den Walddörfern schon bereit, das Reisig nach Hause zu schaffen. Der gefällte Baum wird als Brennholz oder Rutzholz in Längen geschnitten und abtransportiert, wenn das Holz Käufer gefunden hat.

Doch so einfach und leicht, wie das hier geschildert wird, ist die Arbeit der Holzschläger im Winter nicht, und auch im Sommer hat dieser Beruf seine besonderen Tüden. Sie müssen hinaus, ob die Winter Sonne lacht oder Schneestürme über den Stamm jagen, denn der Tag ruft mit seiner Arbeit. Allerlei heimtückische Gefahren bedrohen diese Arbeiter. Die Kälte schlägt so rasch durch die dünnen Lumpen. Rheuma, Ischias und andere Krankheiten sind oft die Folgen. Die Glieder werden rasch starr und steif, weshalb auch immer das Feuer geschürt werden muß, an dem sich die Arbeiter für Sekunden einmal wärmen, und an dem sie auch ihre Maßzeiten verzehren. Der hohe Schnee hemmt die Beweglichkeit und beschränkt die Sicherheit des Gehens. Stürzt ein Baum, dann heißt es bestende zur Seite springen, und sind die Glieder erstarrt, ist der Boden hart gefroren, versinken die Arbeiter einmal unerwartet im hohen Schnee, dann geschieht sehr leicht ein Unglück! Schon so mancher Holzschläger hat seinem Verufe die gesunden Knochen geopfert, ist vom stürzenden Baum zu Boden gerissen und unter ihm begraben worden.

Ob im Böhmerwald oder im Erzgebirge oder in irgendeinem Gebirge im östlichen Teil unseres Landes, — überall haben die Holzschläger ein schweres Dasein. Die Abhängigkeit von der Forstverwaltung, auf die sie angewiesen sind, zwingen sie in vielen Fällen auch zur Verleugnung ihrer Ueberzeugung. „Was Brot ich esse, das Lied ich singe“, dieses Wort wird wahr auch bei vielen Waldarbeitern, die gar oft der Hunger zum Mitlingen auch eines verhassten Liedes zwingt. Trotz der Schwere des Berufes und der großen Gefahren, die er mit sich bringt, sind die meisten Waldarbeiter von ihren Vorgesetzten nicht einmal gegen Unfall versichert. Höchstens der Krankentasse gehören sie an. Und die Löhne? Sie sind sehr unterschiedlich. Im Erzgebirge zum Beispiel werden für einen Raummeter K 8,50, K 10, — und K 12, —

Gegenseitige Bürgschaft

Von Vera Inber

meine Zukunft unendlich geändert haben?" — „Sie sind hoffentlich nicht zu lebenslanglich beurteilt worden“, schreibt der Briefkastenmann zurück.

Eine Miß Gitterleigh richtet an den Briefkasten des „Minnesota Chroniker“ die tiefstimmige Frage: „Können Sie mir eigentlich Auskunft geben, warum die Männer so viel lügen?“ — Und erhält den Bescheid: „Wahrscheinlich, weil die Frauen so viel und so komisch fragen!“

„Was raten Sie mir als treuen Leser Ihres Blattes — soll ich Junggeselle bleiben oder soll ich heiraten?“ — Vorauf der Briefkastenredakteur des „New York American“ antwortet: „Machen Sie es wie ich. Heiraten. Sie! Nichts kann einem so über alle Sorgen (die man als Junggeselle nie gekannt hat) hinwegtrösten wie eine Frau!“

Beim „Abfeland Independant“ traf diese Frage ein: „Stimmt es wirklich, daß die Fleischkonservenfabriken von Chicago die Schlachtschweine bis auf den letzten Rest verwerten?“ — „Ja! Fast vollständig, denn mit dem Gequie der Tiere wollen sie nichts rechtes anzufangen“, lautet die Antwort.

Wunderbare Fähigkeiten

Hinfsichtlich Schärfe und Feinheit der Sinne stehen wir Menschen den meisten höher entwickelten Tieren bekanntlich weit nach. Freilich: im Gegensatz zu den Tieren sind wir im Kampf ums Dasein nicht auf besondere Feinheit einzelner Sinnesorgane angewiesen, abgesehen davon, daß uns notwendigenfalls optische und akustische Instrumente von hervorragender Präzision zur Verfügung stehen. Und doch gibt es immer wieder Menschen, die in dieser Beziehung Ausnahmen bilden und Fähigkeiten aufweisen, die schier aus Wunderbare herantreten:

In Indien, zum Beispiel, gibt es sogenannte Schlangenerichter, das sind Menschen, die über einen so wunderbar feinen Geruchssinn verfügen, daß es ihnen möglich ist, mit alleiniger Hilfe der Nase Schlangenschlupfwinkel aufzuspüren und, darüber hinaus, sogar festzustellen, ob sich das Tier in seinem Nest befindet oder nicht. In Indien, wo alljährlich fast eine halbe Million Menschen durch Schlangenbisse zugrundegeht, bringt dieser Beruf eine Menge Geld ein, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß er durchaus nicht ungefährlich ist; denn der Schlangenerichter muß auch über so viel Mut, Kraft und Gewandtheit verfügen, die ausgedehnte Giftschlange einzufangen oder unschädlich zu machen.

Ueber einen Ausnahmismenschen anderer Art wurde vor einiger Zeit aus Amerika berichtet: es ist dies ein gewisser John Wright aus Sanford, der sich einer besonderen Gabe rühmen kann und vielleicht über den feinsten Tastsinn der Welt verfügt. Der Mann ist imstande, durch bloße Berührung fünfzehn verschiedene Stäbchen von menschlichen Haaren zu unterscheiden.

Neben dem „Mann mit dem feinsten Tastsinn“ gibt es aber auch einen „Mann mit dem feinsten Gehör“ — gleichfalls in Amerika, dem Land, in dem, wie wir wissen, nichts unmöglich ist. George Hobson heißt der Wundermensch, und seine besondere Leistung, die ihm nicht so bald jemand nachmachen dürfte, besteht darin, daß er auf Grund des Querschnitts eines Schweines dessen Gewicht bis auf wenige Dezagramm genau abzuschätzen vermag.

Ernst M a c h l.

Er verließ die Bierhalle. Die Straße drehte sich im Nu um ihn und in einem Krach zerplatzte sie. Es tropften die scharfen Lichter der Laternen, der feuchte Wind, das Gefrösch der Räder und der Krach der Pferde auf der Fahrbahn: „Jof — jof, bul — bul“ wie eine Flüssigkeit aus einer Flasche. Die Aufschrift „Achtung! Elektrische“ funkelte auf und war nicht mehr. Der Boulevard, das Geöise, ging in die Höhe, alles drehte sich in einem Knäuel zusammen und endlich lag alles mehr oder weniger glatt vor ihm. Nur in der Ferne schwang sich etwas verträumt in die Höhe, der Straßenaufschlag.

Alles dies erlebte Nafar Sotob, während er die Bierhalle verließ. Klar — er war angeheitert und verheimlichte es auch nicht. Aber — dazu hatte er keine Gründe. Der Grund aller Gründe war — unglückliche Liebe. Wozu es noch verheimlichen? Ach, Glascha, die hochqualifizierte Schönheit und blauäugig dazu — einfach nicht zum ausfallen. Sotob selbst war auch nicht von letzter Qualität, seinem Beruf nach — Korrektor und ein aktiver Freund Dobruschins. Aber Freundschaft ist Freundschaft und Liebe ist Liebe. Vor ihr sind nicht einmal die Parteigenossen gesichert, geschweige denn die Parteilozen. Im Kino wurde ihm die Glascha vorgestellt. Er schaute ihr in die Augen und war verloren: nichts ist vom Menschen übrig geblieben. Die neuen Schneeschuhe hat er vergessen, die Halsbinde verloren, den Hut vertauscht und den Kopf verloren.

Beim Ausgang des Kinos, gerade zwischen den beiden Hälften der Tür, wo der Andrang des Publikums bei dieser späten Stunde am stärksten ist, erklärte Nafar Sotob der Glascha seine Liebe.

Während er ihren Ellenbogen einstemmte und mit dem Rücken den Andrang des Publikums abwehrte, teilte er ihr mit, daß er ein Gehalt von 98 Rubel und 50 Kopeken bekommt — dafür aber keine Lebensmittel kriegt. Daß er ein Goldfischlein besitzt, das er „Telestop“ benannt hatte. Das Fischlein hat keinen Kumpf, es besteht eigentlich nur aus Augen und Schwänzchen...

„Warum sind sie stehengeblieben?“ schrie man aus der Menge. „Ej, Genosse, wirst schon auf der Straße deine Geschichte zu Ende erzählen!“

— Aber, wenn Sie, Glasira Petrovna, es wünschen, könnte man statt des „Telestop“ einen Kanarienvogel ersetzen, weil...

„Aber gehen Sie doch weiter! Der Kerl ist da betrußt geworden — hat einfach Gehör und Gedächtnis verloren.“

... weil, wenn das Fischlein schön ist, so hat es aber dafür keine Stimme — während ein Vogel singen kann. Und — Glasira Petrovna, ich liebe Sie.

„Einfach unmöglich, weiß der Teufel, was. Was stoßen Sie mich denn so — was kann ich dafür? Da, stoßen Sie den da, der den ganzen Verkehr ins Stocken bringt!“

— Die Liebe entsteht unrlücklich, genau so wie der tropische Wald. Ja, oder nein, Glasira Petrovna, ich warte auf Ihr entscheidendes Wort.

„Nein“, erwiderte Glascha, nein und wieder nein! Ich bin aktiv, die ganze Organisation des Klubs hängt mir auf der Nase und Sie schlagen mir da persönliches Leben vor! So ein Mikrostop! Eine Schande, Genosse Sotob, ich weiß gar nicht, wie ich das noch nennen soll!“

Bei diesen Worten wurden die beiden gänzlich aus der Trüb hinausgedrängt. Glascha verduftete im Herbstnebel und Nafar Sotob ging ganz zerzaust und blaß wie nach einem Kampfe na hGaufe. Auf dem Fensterbrett schlief im Glase das Fischlein fast ganz auf dem Grund. Sotob schlug mit dem Finger an die Glaswand.

— Schläfft?... Ey du, unnützer schöner. Mi — kro — stop... „Er öffnete das Fenster und schüttelte den Inhalt des Glases auf die Straße. In diesem Augenblick begann Nafar Sotob's Maschine zu schäfern und dann blieb sie überhaupt stehen. Die Korrekturarbeiten im Dienst ließ er im Stich und so ließ der Dienst Nafar Sotob im Stich.

Und nun ist's wieder Nacht. Die Grenzsteine der Straßen sind von Feuerfunken bunt besiedelt, während die Laternen in rote Tintenflecke zerfließen. Der schiefe Regen unterstreicht noch eine Seite in Sotob's Leben.

— „Ich, sagt sie, bin aktiv“, — wendet sich Sotob zur nächsten Straßenlaterne: „Ich habe auf mir, sagt sie, die ganze Kluborganisation. Ein Gesellschaftsmensch ist sie. Keine Spur. Es gibt keine Gesellschaftsmenschen.“ Im Gegenteil, jeder kann jeden beleidigen. Ich pfeife auf alle. Ja, so ist es!“

„Onkelchen, kaufen Sie Bänder“, schwingt sich ein kleiner Junge an seine Seite. „Kaufen Sie, Onkelchen!“

„Ich, Bruder, bin dir kein Onkelchen. Ich verneine das. Ich pfeif drauf!“

„Na — na — na!“ Drohend tritt an ihn der Junge heran. „Versuch nur einmal!“

Unterdessen geht Nafar Sotob nach rechts von den Nikitapforten bis zum Straßenaufschlag und fremde Leben gehen ihres Weges...

Glascha ist auf dem Höhepunkt ihrer Klubtätigkeit. Es wird die politische Operette „Gegenseitige Bürgschaft“ wiederholt. Die Handlung spielt zunächst in Moskau, dann in Rom in einer faszinierenden Kneipe. Glascha in weißer Kapuze, stellt die junge Faschistin Franzeska dar; man kann nur ihre blauen Augen und die rosigen Lippen sehen — aber das allein genügt auch. Im Klubbuffet schäumt bildlich das süße italienische Bier. Der Gehilfsbuchhalter vom „Telestop“ (Beziehungsgenossenschaft) ist der einzige ohne Kapuze. Seine Nase ist betrunken. Er stellt Mussolini nach dem Anschlag dar. Mussolini tritt drohend an Franzeska heran, von welcher er erfahren hat, daß sie zu den Kommunisten neigt. Bestimmt, ihr drohen Unannehmlichkeiten. Aber in den Zwischenakten brüht er ihr zärtlich die Hand. Und die „Aktive“ wirft ihm das nicht vor, wie dem Pechvogel Sotob mit seinem „Telestop“. Franzeska schaut voll Liebe zu dem Gehilfsbuchhalter auf. So siegt die Liebe; wenn nicht bei dem einen, dann bei dem anderen. Wenn nicht durch das Telestop, so durch den Telestop...

Inzwischen hatte sich Nafar Sotob ganz weit von den Pforten Nikits entfernt. Er besand sich am Meroboulevard neben dem Millit-Gebäude. Und die Betrachtung seiner trunkenen Augen gleitet eben auf dieses Gebäude.

„Da stehen sie hier“, meint er, „und schauen auf die Ordnung. Und ich — bereite mich vielleicht vor, die BKR anzuzünden.“

Was sagen Sie dazu... ?

Und andere Leben gehen ihres Weges. Der Freund, der in einer Unglücksstunde die Glascha dem Sotob vorgestellt hatte, sitzt in sei-

nem Zimmer und macht Ueberstunden: er liebt die Korrektur eines Aufsatzes über Buschfin. Während einer Atempause schließt er die Augen. Und es erhebt in seiner Vorstellung: Buschfin als Knabe, did und ungelent, — Buschfin als Jüngling im Lyzeumgarten, — Buschfin als Entschlafener in einem entlegenen Dorf — und endlich Buschfin im Satz. Alles, was er eben in diesem Aufsatz gelesen hat.

Unterdessen nähert sich Makab Sotob dem Straßenaufplatz. Er sucht jemanden, dem er die Wichtigkeit seines Lebens mitteilen könnte und da fällt auf einmal, besser gesagt, erhebt sich sein Blick auf das Denkmal, — auf den Mann, der den Hut abnimmt und, den Mantel öffnend, auf den Platz schaut.

„Hier stehen Sie . . .!“

Das Schweigen des Gesellschafters bringt ihn außer sich.

Er zündet rasch ein Hölzchen an, und es mit der Hand schützend, führt er es zum Sodel.

„— Und lange werde ich lieben dieses Volk . . .“, liebt er. „Ich verneine das. Die Liebe ist zu Ende. Es gibt keine Liebe!“

Etwas rührte sich in der Finsternis, aber Sotob wachte dem keine Aufmerksamkeit.

„Stehst hier umsonst. Hast den Hut abgenommen. Ach, du . . . Gut. Ich verneine dich! Ich dreife auf dich!“

Und Makab Sotob, tranken vom Bier, von der Finsternis und seiner Verantwortungslosigkeit, spudt auf das Denkmal.

Jemand eine kräftige Hand faßt Makab Sotob an seinem verantwortungslosen Kragen, zieht ihn vom Sodel herunter und führt ihn.

„Erlauben Sie!“, lehnt sich Makab Sotob auf. „Wer sind Sie denn? Ein ganz Unbekannter, fast eine Null, erlaubt sich . . .!“

Name der beleidigten Person, Vorname und Vatername, — geschäftig schlägt der Militärgenieur in seinem Büchel nach.

„Der unbekannte Einer“ zeigt mit dem Finger über seine Schulter und deutlich spricht er aus:

„Buschfin Alexander Sergejewitsch. Tätig beleidigt. Da er der Möglichkeit beraubt ist, selbst zu flagen — so ich für ihn. Gegenseitige Würgeschaf! So ist die Sache . . .“

(Aus dem Russischen von Kecha Raß.)

Erfolg

Ein ungewöhnlich heftiger, wütender Haß herrschte zwischen zwei amerikanischen Schriftstellern, Mc Dugal und O'Konnelly. Beide mußten noch jungen in den Spalten der Tagesblätter und Beischriften auf.

O'Konnelly schrieb Erzählungen und Romane und sobald eines seiner Werke erschien, stürzte sich der Kritiker Mc Dugal mit schäumendem Munde auf den unglücklichen Autor. Was mußte dieser sich nicht jagen lassen! Was für Beschimpfungen, Verleumdungen, Verdächtigungen hagelten auf sein armseliges Haupt! Der bittere Sarkasmus, die heißende Ironie, Beschuldigungen des Plagiat, der Anlogik, der Talentlosigkeit, der Unerschämtheit, des Größenwahns, — nichts fehlte in diesem grimmigen Angriff. Der Kritiker sah mit Bestimmtheit voraus, daß der Autor im Irrenhaus enden werde, wie es bei seiner Mutter und dem Großvater väterlicherseits der Fall gewesen sei.

Das Publikum war überrascht von dem vulkanischen Ausbruch dieses nie verlegenen Schmähkraft. Doch empfand man es angenehm,



Ein guter Detektiv

daß irgend jemand heruntergemacht wurde, und noch dazu so schmerzvoll.

„Haben Sie schon gelesen?“ fragte einer den anderen. „Das nenne ich gepfeffert! Sie müssen es unbedingt lesen!“

Und man berückte sich daraufhin, auch das Buch kennenzulernen, um wesentlich diese flotte, giftige Kritik geschrieben wurde.

Die Verleger wußten, daß O'Konnelly's Werke nicht unbemerkt blieben und druckten ihn gern. Aber ebensovillig druckten die anderen Verleger die Kritiken Mc Dugal's, ihrerseits wissend, daß auch sie vom Publikum beachtet und eifrig verschlungen werden.

„O'Konnelly wird eines Tages Mc Dugal ermorden“, prophezeiten die Leser.

Als ich einmal ein kleines Restaurant betrat, sah ich sie beide — O'Konnelly und Mc Dugal — gemeinsam, in friedlicher Eintracht zu Abend speisen.

Auf meinen erstaunten fragenden Blick hin erklärte Mc Dugal gelassen: „Es war für uns die einzige Möglichkeit, die Presse zu erobern und bekannt zu werden . . .“

Und O'Konnelly fügte hinzu: „Wollen Sie hören, wie er mich morgen herbeiführt? Großartig, sage ich Ihnen! Diesmal hat er sich selbst überlassen! Nehmen Sie Platz und hören Sie zu . . .“

B. Brooke. (Deutsch von G. B.)

Georg Büchners Meinung

Ich glaube, man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatze ausgehen, die Bildung eines neuen geistigen Lebens im Volke suchen und die abgelebte moderne Gesellschaft zum Teufel gehen lassen. Zu was soll ein Ding wie diese zwischen Himmel und Erde herumlaufen? Das ganze Leben derselben besteht nur in Versuchen, sich die entsetzliche Langeweile zu verreiben. Sie mag aussterben, das ist das einzig Neue, was sie noch erleben kann.

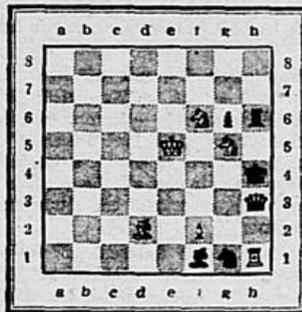
Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 330.

Von J. W. Lojen.

Schwarz: Kh4, Dh3, Th6, Lf1, Sg1, Bg6. (6)



Weiß: Ke5, Th1, Ld2, Sd6, g5, Bf2. (6)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Arbeiterschach.

In der zweiten Runde wurden im Bezirk Bodenbach nachfolgende Ergebnisse erzielt: Seldnitz gegen Eulau B 8:0 für Seldnitz; Rosawitz gegen Tetschen 8:0 für Rosawitz; Krochwitz gegen Bodenbach 5:2 für Krochwitz (1 Hängepartie).

Fortsetzung und Schluß der Serienerstellung.

6. Runde am 4. April, 1/9 Uhr vorm. Krochwitz gegen Seldnitz in Krochwitz. „Arbeiterheim“; Bodenbach gegen Eulau A in Bodenbach. „Volkshalle“; Rosawitz A gegen Eulau B in Rosawitz. „Gasth. Bergmannswerke“. Kampfrichter stellt Sektion Tetschen.

Endrunde am 11. April, 1/9 Uhr vorm. Eulau A gegen Rosawitz A in Eulau. „Arbeiterheim“; Seldnitz gegen Bodenbach in Seldnitz. „Preini-Johns Gasth.“; Tetschen gegen Krochwitz in Altstadt. „Arbeiterheim“. Kampfrichter stellt Eulau B-Mannschaft.

Aus der Internationale.

Laut Beschluß der ordentlichen Präsidialsituation der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale vom 29. Dezember 1936 schreibt die Schachsparte der „Sasi“ zu Ehren der III. Arbeiter-Olympiade in Antwerpen ein „Internationales Problemturnier“ unter nachstehenden Bedingungen aus. Das Turnier umfaßt:

1. Zweizüger. Für beide Gruppen
2. Dreizüger. direkte Matte.
- a) Die Verfasser können sich in jeder Gruppe mit je zwei (2) Aufgaben beteiligen.
- b) Einsendungen mit der Bemerkung „Internationales Problemturnier 1937“ sind zu richten an Tomáš Šika, Frac XIV. Nucle, ul. I. Hlstopadu Nr. 780.
- c) Die Preisrichter, nach den Regeln der Schachsparte der „Sasi“, werden noch bekannt gegeben.
- d) Endtermin für Einsendungen ist der 15. April 1937.
- e) Die Begutachtung beginnt im Mai 1937 und wird auf der Olympiade in Antwerpen verlautbart.

- f) „Motto“ muß unbedingt beigefügt werden.
- g) Die Verfasser, sowie deren Aufgaben werden durch den internationalen Pressedienst veröffentlicht.
- h) Preise sind Wertungsblätter, welche ausgezeichneten Verfassern zugeandt werden.
- i) In jeder Abteilung bestehen fünf Preise.
- j) Beteiligten können sich nur jene Verfasser, welche der „Sasi“ angehören.

Die Turnierleitung.